

telpunkt rücken. Sie werden auch dadurch befördert, dass die Texte aus den Beständen möglichst vieler Fakultäten zusammengestellt wurden. Die Kehrseite dieser Entscheidung besteht darin, dass die Edition dadurch für disziplingeschichtliche Arbeiten nicht einschlägig geeignet ist; ein Forschungsinteresse, dem sie sich allerdings auch nicht verpflichtet hat.

Der insgesamt empfehlenswerten Edition sind aus den genannten Gründen die vielen Leser_innen, Studierenden und Benutzer_innen zu wünschen, die der vergleichsweise moderate Preis ermöglicht. Ein breites Publikum könnte Motivation werden, in einer künftigen Ergänzung über den vorliegend bearbeiteten Zeitraum hinauszugehen – entweder bis 1968, wie die Arbeitsgruppe ursprünglich geplant hatte, oder auch noch weiter in die Gegenwart. Ein lohnendes Unternehmen wäre das allemal.

Falko Schnicke, Berlin

Christa Hämmerle u. Li Gerhalter Hg., **Apokalyptische Jahre. Die Tagebücher der Therese Lindenberg 1938 bis 1946** (= L'Homme Archiv 2), Köln/Weimar/Wien: Böhlau Verlag 2010, 389 S., 14 s/w-Abb. u. CD-ROM-Beilage, EUR 37,90, ISBN 978-3-412-20158-6.

„Diese Zeit, in der wir leben, ist wahrlich eine apokalyptische“, schrieb Therese Lindenberg am 7. Mai 1945 in ihr Tagebuch (293). Therese Lindenberg, eine geübte Tagebuchschreiberin mit literarischen Ambitionen, die ihren Lebensunterhalt unter anderem als Musikerin bestritt, verfasste während der Jahre 1938 bis 1946, aber auch zuvor und weit darüber hinaus, zahlreiche Tagebücher, die nun erstmals von Christa Hämmerle und Li Gerhalter publiziert wurden. Den Originaltexten stellen sie ein von der Diaristin selbst gestaltetes Typoskript aus dem Jahr 1975 voran, in dessen Titel sich die eingangs zitierte Bewertung dieser Zeit widerspiegelt: „Die apokalyptischen Jahre. 1938–1946“ lautet dieser. Dahinter verbergen sich die von Therese Lindenberg erlebten, vielfältigen und komplexen Erfahrungen während der Zeit des „Anschlusses“ Österreichs an das Deutsche Reich. Sowohl die Tagebücher als auch das Typoskript werden in der Sammlung Frauennachlässe am Institut für Geschichte der Universität Wien aufbewahrt.

Selbst 1892 als uneheliches – „lediges“ – Kind eines jüdischen Vaters und einer christlichen Mutter geboren, gelang es ihr, der zutiefst gläubigen Christin, ihre jüdische Herkunft zu verbergen, da ihr leiblicher Vater nie offiziell als Vater in Erscheinung trat und ihr Stiefvater sie darüber hinaus adoptierte. Andernfalls hätte sie, die als Ehefrau des als Juden geltenden Ignaz Lindenberg in einer „nichtprivilegierten Mischehe“ in Wien lebte, in der Logik der Nationalsozialisten selbst als Halbjüdin gegolten und wäre unmittelbar der Verfolgung ausgesetzt gewesen. Nicht die Bedrohung der eigenen Person steht jedoch im Vordergrund ihres Tagebuchschreibens. Vielmehr ist die Angst um

ihre aus der Ehe mit Ignaz Lindenberg stammende Tochter Lise ein roter Faden, der sich durch den gesamten Text zieht. Zwar konnte ihre Tochter sich durch ihre frühzeitige Emigration nach Manila vor dem physischen Zugriff der Nationalsozialisten in Sicherheit bringen, doch bedrohten die Kriegshandlungen sie auch dort. Zudem war Therese Lindenberg jahrelang ohne Nachricht von ihrer Tochter und quälte sich in steter Sorge um sie. Verbunden war dies mit sich durch den bereits 1939 erzwungenen Umzug in ein sogenanntes „Judenhaus“ stetig verschlechternden Lebensumständen und der ständig präsenten, wenngleich selten ausdrücklich thematisierten Angst, den Ehemann durch Deportation zu verlieren. Trotz des immensen Drucks, der auch von offizieller Seite auf sie ausgeübt wurde, verließ sie ihren Mann nicht, flüchtete sich aber vermehrt in die Natur und Religiosität, deren Beschreibungen einen breiten Raum im Tagebuch einnehmen. So wurde das Tagebuch zum Ort des Zwiegesprächs zwischen der Diaristin und Gott, zum Ort ihres inständigen Flehens um Schutz und Rettung für „das Kind“ – ihre Tochter – und kulminierte in der Niederschrift zahlreicher „Stimmen“ Verstorbener, die ihr aus dem Jenseits Zuspruch und Trost zukommen ließen.

Therese Lindenberg, ihr Mann und ihre Tochter überlebten den Krieg und die Verfolgung, jedoch sollte es bis zu einem Wiedersehen mit Lise und ihrer Familie – Schwiegersohn Hans Steiner und drei Enkelkindern – noch bis zum Jahr 1950 dauern. Ihren Lebensabend konnte Therese Lindenberg gemeinsam mit ihrer nach Wien remigrierten Tochter verbringen, die sie zusammen mit ihrem Mann dazu motivierte, das Typoskript zu verfassen. Therese Lindenberg starb im April 1980.

Welch mitunter schwieriges, gewiss aber sehr aufwendiges Unterfangen die Publikation eines Tagebuchs darstellt, zeigt sich bereits anhand der vielen Personen, die im Dankwort der von Christa Hämmerle und Li Gerhalter besorgten Edition der Tagebücher Therese Lindenegrs aufgeführt werden und an der Realisierung des Projekts auf die eine oder andere Weise beteiligt waren.¹ Es gilt, verstreute Puzzleteile zusammenzutragen, das Tagebuch in seinen Kontext einzubetten, ohne den Text dabei jedoch zu überfrachten oder gar zu verändern. Noch schwieriger gestaltet sich dies, wenn gewissermaßen zwei Versionen eines Tagebuchs vorliegen, die sich zwar ähneln, aber auch – zum Teil – große Unterschiede aufweisen. So fehlen beispielsweise die bereits erwähnten „Stimmen“ im Typoskript nahezu gänzlich, während der Schilderung und Bewertung der Verfolgungssituation seitens der Autorin ein größeres Gewicht beigegeben wird. Den Herausgeberinnen ist es in bemerkenswerter Weise gelungen, diese Schwierigkeiten zu meistern.

So verortet Christa Hämmerle das Tagebuch Therese Lindenegrs in ihrer Einleitung nicht nur biographisch, sondern auch kenntnisreich mit Blick auf die Funktionen diaristischen Schreibens in „Krieg und Holocaust“ (33) und benennt dabei mit „Verschlüs-

¹ Nichtsdestotrotz mehren sich in letzter Zeit Publikationen von Tagebüchern aus der NS-Zeit, zum Beispiel Arieh Koretz, Bergen-Belsen. Tagebuch eines Jugendlichen 11.7.1944 – 30.3.1945, Göttingen 2011.

selung und Apostrophe“ (38ff.) sowie „Erinnerung, Religion und Natur“ (47ff.) gleich mehrere Themenkomplexe, deren Relevanz in den Tagebüchern zu unterschiedlichen Zeiten unterschiedlich stark ausfällt. In ihrer Analyse eher zurückhaltend, versteht die Herausgeberin diese als Deutungsangebote und möchte ausdrücklich zu weiteren Forschungen zum Tagebuch anregen (47). Dies ist dem Text unbedingt zu wünschen. Von besonderem Interesse für die Wissenschaft dürfte dabei die Edition sowohl des von der Autorin selbst im Abstand von über dreißig Jahren angefertigten Typoskripts ihrer Tagebücher aus den Jahren 1938 bis 1946 als auch der handschriftlichen Tagebuchtexte in einem Band sein. Nicht nur kann hier unmittelbar nachvollzogen werden, wie die Autorin aus ihren Tagebucheinträgen selektiert, aber auch hinzufügt und somit letztlich einen neuen Text kompiliert, sondern auch, wie sich im zeitlichen Abstand Wertungen und Funktionen verschieben, zum Teil aber auch erstaunlich konstant bleiben. Gerade in dieser Zusammenschau der beiden Tagebücher liegt ein herausragendes Verdienst der Edition, dessen Nachahmung unzweifelhaft wünschenswert erscheint.² So bemerkt Christa Hämmerle zu Recht, dass „der Vergleich der beiden Textfassungen ... die Differenz von Möglichkeiten und Grenzen des Sagbaren in konkreten historischen Situationen [dokumentiert]“ (4). Diesen nachzuspüren wäre nur ein lohnender Aspekt, der durch die Edition der Tagebücher nun leicht möglich wird.

Bislang nicht selbstverständlich für die Edition von Tagebüchern und daher hier unbedingt positiv zu erwähnen ist die große Sorgfalt, mit der die materielle Beschaffenheit der Tagebücher erläutert wird. Auch „haptisch wahrnehmbare[] Stellen des Originals, wie verwischte Tinte und deutlich sichtbare Wasserflecken“ (41) oder ein auffällig verändertes Schriftbild werden von den Herausgeberinnen gewürdigt und in die Analyse integriert. Abgerundet wird die Publikation durch ein sorgfältig recherchiertes Personen- und Ortsregister sowie durch ein Verzeichnis aller Filme, Aufführungen und Werke, die Therese Lindenberg in ihrem Tagebuch nennt. Besonders das Personen- und Ortsregister, das der Publikation auch als CD-ROM beiliegt, erweist sich für die Leserin als große Hilfe, da sich Therese Lindenbergs Tagebücher durch eine Vielzahl von genannten Personen, aber auch Orten, die sie bei ihren zahlreichen Wegen durch Wien und seine Umgebung aufsucht, auszeichnet. Immer ist auch ihr Tagebuch dabei, oftmals schreibt die Autorin ganz unter dem unmittelbaren Eindruck dessen, was sie vor Ort erlebt und empfunden hat. Diese Einträge in der Zusammenschau mit dem historischen Kontext zu interpretieren, stellt eine der Herausforderungen dar, der sich künftige Untersuchungen widmen sollten.³ Dies mag auf den ersten Blick banal klin-

2 Ähnlich Katrin Mess, die das Ravensbrück-Tagebuch der Luxemburgerin Yvonne Useldinger untersucht hat. Das von Mess transkribierte Tagebuch wurde zusammen mit Faksimiles des Originals publiziert. Vgl. Katrin Mess, „... als fiele ein Sonnenschein in meine einsame Zelle.“ Das Tagebuch der Luxemburgerin Yvonne Useldinger aus dem Frauen-KZ Ravensbrück, Berlin 2008.

3 Beispielhaft für ein solches Vorgehen Arvi Sepp, *Topographie des Alltags. Eine kulturwissenschaftliche Analyse von Victor Klemperers Tagebüchern 1933–1945*, unveröff. Diss. Universität Antwerpen 2008.

gen, doch muss leider konstatiert werden, dass Tagebücher noch immer viel zu häufig als reine Faktensteinbrüche oder Illustrationen genutzt werden, gleichwohl sie als Quellen so viel mehr zu bieten haben. Mit der Nennung von „Sinnstiftungen, Möglichkeiten und Grenzen des Sagbaren, Religion oder Konfessionalität und Geschlechterverhältnisse[n], Leben und Überleben in sogenannten ‚Mischehen‘“ (60) schlägt Christa Hämmerle selbst zahlreiche Felder vor, deren Bearbeitung sicherlich in vielerlei Hinsicht bereichernd ist.

Der Edition sind zahlreiche LeserInnen zu wünschen, die sich mit den ersten von Christa Hämmerle entworfenen Deutungsangeboten auseinandersetzen und diese, wie den Text, als Ausgangspunkt für eine fruchtbare Weiterentwicklung von Fragestellungen und Forschungen begreifen. Lohnend scheint hier ein Blick auf die weiteren Tagebücher Therese Lindenberg, aber auch die anderer Frauen, die in der Sammlung Frauennachlässe am Institut für Geschichte der Universität Wien archiviert werden. Insgesamt ist den Herausgeberinnen eine Edition gelungen, deren Realisierung für zukünftige Editionsprojekte als beispielhaft gelten muss.

Dominique Schröder, Bielefeld

Heidi Niederkofler, Maria Mesner u. Johanna Zechner Hg., **Frauentag! Erfindung und Karriere einer Tradition** (Begleitbuch zur Ausstellung „Feste.Kämpfe. 100 Jahre Frauentag“, veranstaltet vom Kreisky-Archiv, vom Johanna-Dohnal-Archiv und vom Österreichischen Museum für Volkskunde vom 4. März bis 30. Juni 2011 im Österreichischen Museum für Volkskunde Wien), Wien: Löcker Verlag 2011, 342 S., EUR 29,80, ISBN 978-3-85409-585-9.

Jedes Jahr am 8. März, am Internationalen Frauentag, setzt sich eine ganz eigene Erinnerungs- und Politikmaschine in Gang. Frauen- und Gleichstellungsbeauftragte laden ins Rathaus ein, Fraueneinrichtungen machen eigene Veranstaltungen, und in den Fußgängerzonen größerer Städte kann es passieren, dass frau von einer Parfümeriekette eine Blume geschenkt bekommt, samt ‚Gratulation zum Frauentag‘. Die Gewerkschaften und Parteien laden ebenfalls zu einer Frauentagsfeier ein, und die autonomen Frauengruppen gehen mit Trillerpfeifen und bunten Plakaten auf die Straße. Morgens bringt das Radioprogramm einen Hinweis auf den zu begehenden Tag, und auch die Presseorgane widmen sich in der ein oder anderen Weise diesem Tag, wobei es sehr beliebt ist, immer wieder nachzufragen, ob so ein besonderer Frauentag denn heute überhaupt noch nötig sei.

So beliebig dieses Ritual auch zusammengesetzt scheint, so historisch gewachsen ist es. Jede dieser Formen weist auf einen Aspekt der langen Geschichte dieses Tages hin, und so ist es möglich, die verschiedenen Arten des Begehens einem bestimmten Zeitabschnitt zuzuweisen. Dass dies für Österreich nun noch besser funktioniert, ist dem